

HANSER



Leseprobe

Gabi Gleichmann

Das Elixier der Unsterblichkeit

Roman

Übersetzt aus dem Norwegischen von Kerstin Hartmann, Wolfgang Butt

ISBN (Buch): 978-3-446-24124-4

ISBN (E-Book): 978-3-446-24267-8

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24124-4>

sowie im Buchhandel.

PROLOG

Lange wollten sich die Wörter nicht einfinden. Vor mir im Bett lag Mutter, stumm und in sich gekehrt, nur mit einem dünnen Nachthemd bekleidet. Ihr Blick war starr auf einen Punkt an der Decke gerichtet. Sie atmete flach, bewegte sich kaum. Ich hielt ihre Hand und wartete darauf, dass sie meine drückte, doch ihre Hand blieb kalt und leblos.

Es war ein Tag im November, vor zehn Jahren, der Himmel war hoch und blau. Ein launischer Wind wehte, und eine dünne Schicht frisch gefallenen Schnees bedeckte Oslo. Die Sonne schien, aber der Wind brachte einen Hauch von Winterkälte, und auf dem Kontinent rissen die Menschen mit bloßen Händen die Mauer nieder, die Europa jahrzehntelang geteilt hatte.

Vater hatte schon ungewöhnlich früh am Vormittag angerufen und in gemessenem Tonfall erklärt, dass Mutter in schlechter Verfassung sei und ich unter den gegebenen Umständen darauf verzichten solle, sie zu besuchen. Zunächst fühlte ich mich erleichtert.

Dass es Mutter schlechtging, dass ihre Schmerzen unerträglich waren und sie im Sterben lag, hatte ich seit fast fünfzehn Jahren täglich gehört. Was Leiden anging, war Mutter nicht gerade das, was man diskret nennt. Um ihr unablässiges und mit den Jahren immer bitterer werdendes Lamentieren auszuhalten, entwickelte ich eine leichtsinnige Strategie. Ich hörte ihr einfach nicht mehr zu. Mit der Zeit wurde ich ziemlich gleichgültig und redete mir ein, dass zu Besorgnis über ihre Gesundheit kein Grund bestehe, solange sie in der Lage war zu klagen. Ich hätte wohl etwas mehr Anteilnahme aufbringen sollen.

Im gleichen Augenblick, in dem Vater eilig hinzufügte, dass es ihr zu schlecht gehe, um ans Telefon zu kommen, erkannte ich, mit einer

Stärke und Klarheit, wie ich sie viele Jahre nicht erlebt hatte, dass Mutter im Begriff war, uns zu verlassen. Erst da ging mir auf, wie schlecht ich auf diesen Moment vorbereitet war und dass ich dies bis an mein Lebensende bereuen würde.

Nicht ahnend, dass Mutter in Wahrheit nur noch eine halbe Stunde der ihr bemessenen Zeit blieb, drückte ich auf den Klingelknopf der Tür meines Elternhauses. Vater empfing mich mit trauriger Miene, die das Bedeutungsgeladene und Feierliche des Augenblicks unterstrich. Ich setzte mich ans Bett und betrachtete Mutter. Ihr Gesicht war weiß, durchsichtig, das ungekämmte Haar hing in die Stirn und gab ihr ein mädchenhaftes Aussehen.

Wer liegt dort eigentlich? Sie ist mir so vertraut, so nah, und doch so fern. Während ich Mutter beobachtete, suchte ich fieberhaft nach Bildern von ihr in meiner Erinnerung. Vergeblich. Sie war nirgendwo zu finden.

Plötzlich wurde mir klar, dass ich mich geschämt hatte, weil Mutter sich von der Welt isoliert und in ihr Schlafzimmer eingeschlossen hatte, damit niemand sie stören konnte, während sie in den finsternen Gefilden der Einbildung Umgang pflegte mit ihren Dämonen. Deshalb hatte ich sie sorgfältig verstoßen und selbst die liebsten Erinnerungen an sie verdrängt. Entsetzen überkam mich angesichts meiner Ichbezogenheit, und ich wollte mit ihr reden, offen reden über Dinge, die nie ausgesprochen worden waren. Aber so sehr ich mich auch mühte, die Wörter versagten mir den Dienst.

Vater stand reglos und steif da. Dann schlich er schnell hinaus in die Küche, um in einer alltäglichen Beschäftigung vorübergehend Linderung zu finden.

Im Schlafzimmer herrschte ein einfältiges Schweigen. Beschämt und vom Ernst des Augenblicks ergriffen, wollte ich Mutter trösten. Zärtlich streichelte ich ihre Wangen, war aber unfähig, etwas zu sagen.

Stattdessen ergriff Mutter das Wort. Langsam öffnete sie den Mund und murmelte, dies sei der schlimmste Tag ihres Lebens gewesen. Der 12. Dezember 1944. Dann sagte sie, immer noch kaum hörbar, etwas von einem gewissen Lipot, dem frommsten aller Jungen, die sich im Haus versteckten und den die Deutschen an diesem Tag brutal ermor-

det hatten. Seine Leiche lag zwei Wochen auf der Straße, bevor die Freunde es im Schutz der Dunkelheit wagten, sie zum jüdischen Friedhof zu bringen. Mutter sprach verworren und unzusammenhängend. Ich lauschte aufmerksam. Ihre Stimme wurde immer schwächer.

»Wie konnte Gott das zulassen«, seufzte sie. »Du musst der Welt davon erzählen, du musst alles erzählen.«

Ich spürte eine Verpflichtung und versprach ihr, eines Tages von dem abgesonderten kleinen Universum zu berichten, das unsere Heimstatt auf Erden war. Aber Mutter hörte nicht zu. Sie war schon aufgebrochen, hinaus aus dem Leben, sie schwebte mit einem ergebnen Lächeln davon und ließ sich von einer Leere verschlingen.

1.

DIE QUELLEN

DER ERZÄHLER

Zuerst ein paar Worte über meinen Großonkel, den Freudenspender unserer frühen Kindheit. Es gibt so viel über ihn zu sagen, dass ich nicht annähernd alles im Kopf behalten kann, denn das Thema ist so umfassend, dass es die Grenzen meiner Erinnerung und meines Verstandes bei weitem überschreitet. Wenn ich also jetzt versuche, von ihm zu erzählen, wird es höchst unvollständig sein.

Wir verehrten ihn, als mein Zwillingbruder Sasha und ich klein waren. Wenn wir am Küchentisch saßen und ich ihn ansah, kam es mir manchmal so vor, als wäre die ganze Welt nicht groß genug, um meiner Bewunderung Raum zu geben. Er lehrte uns all das über unsere Familie, was wir als Kinder nicht wussten und auch nicht wissen konnten, und weihte uns in die unzähligen Geheimnisse ein, in die er selbst von jenseits des Grabes Einsicht gewonnen hatte. Er war ein fabelhafter Erzähler. Mit seinen die Phantasie beflügelnden Anekdoten, von denen er über ein unerschöpfliches Arsenal zu verfügen schien, nährte er unsere Faszination und brachte uns ständig zum Lachen. Wann immer er auftauchte, stets unangemeldet, verwandelte sich unser Alltag in ein Fest, und Sasha und ich, die wir uns sonst immer in den Haaren lagen, schlossen eine Art Waffenruhe.

Alle nannten ihn Fernando, und sie sprachen es aus, als wäre er ein spanischer Herzog. Alle außer Großmutter, die ihn schlicht und einfach Franci nannte. Sein wirklicher Name war Franz Scharf.

Großmutter hasste Fernando mit unauslöschlicher Glut. Warum das so war, vermochte ich damals nicht zu ergründen – erst viel später

wurde es mir klar. Die Ursache des Konflikts verlor sich in einem mystischen Dunkel. Möglicherweise hatte Großmutter sie selbst vergessen. Dennoch war sie unversöhnlich, und sie machte nie ein Hehl aus ihren Gefühlen. Sie warf ihm zwar nichts direkt Ehrenrühriges oder Böses vor, doch ließ sie keine Gelegenheit aus, triumphierend darauf hinzuweisen, dass er kein richtiger Verwandter, sondern nur mit einer ihrer zahlreichen Cousinen verheiratet gewesen war, noch dazu mit der unsympathischsten.

Dass mein Großonkel eine enge Beziehung zu uns hatte, lag an seinem einsamen Dasein. Seine Frau und seine beiden Töchter, die halbwüchsigen Zwillinge Anci und Mancini, waren in den hohen Schornsteinen von Auschwitz in Rauch aufgegangen.

»Das ist sehr traurig«, sagte er eines Tages und suchte unseren Blick. »Aber so ist es.«

Es war der 24. Oktober, ich weiß es noch genau. Herbstbleiche Sonnenstrahlen fielen durch die Gardine. Aber plötzlich färbte sich der helle Himmel schwarz. Mein Großonkel räusperte sich und begann zu weinen. Die Luft in der Wohnung war geschwängert vom Geruch angebrannter Suppe, eine von Großmutter's Spezialitäten. Fernandos Tränen waren nicht aufzuhalten. Seine Schultern bebten und seine Augen röteten sich. An diesem Tag hätten seine Töchter Geburtstag gehabt. Er öffnete den Mund, um zu sprechen, bekam aber einen Hustenanfall, sodass seine Worte auseinanderbrachen und in der Luft zerstoben.

Mehr äußerte er hierüber nie. Aber mein Zwillingenbruder Sasha und ich hatten verstanden.

Ein andermal erzählte er, langsam und beinahe flüsternd, dass er sein ganzes Leben eine Frau geliebt habe, eine einzige Frau, mehr als alles andere. Dass es nicht seine eigene Frau gewesen sein konnte, begriffen wir sogleich, denn nach einigen Sekunden fügte er hinzu: »Und sie war genau die, die ich nicht bekommen konnte. Für mich wäre ihre Liebe genug gewesen.«

Die Küchentür stand offen, und mein Großonkel warf verstohlene Blicke zu Großmutter hin, die am Herd stand und mit sich selbst re-

dete. Aus irgendeinem Grund musste ich grinsen. Vielleicht verstand ich intuitiv, dass dies seine Art war, uns in verdeckten Worten anzu-
deuten, was er in seinem Herzen trug.

»Mein liebes Kind, lach nicht, sie zu lieben ist das einzig Gute, was ich je getan habe. Du findest es sicher seltsam, dass ein alter Mann wie ich Leidenschaft empfinden kann. Aber wenn alles andere abnimmt, nachgibt und sich verflüchtigt, hart bedrängt und schließlich besiegt vom erbarmungslosen Ansturm der Zeit, dann brennt die Flamme der Liebe weiter bis zum Tod.«

Obwohl meinen Großonkel keine Blutsverwandtschaft mit uns verband, wusste er alles, selbst über unsere entferntesten Vorfahren. Er maß der Vergangenheit größtes Gewicht bei. In seinen Augen war sie der wesentlichste Aspekt des Daseins. Manchmal, wenn er uns von unseren mittelalterlichen Vorfahren erzählte, betrachtete er uns stolz, strich uns übers Haar und seufzte mit einem in die Ferne gerichteten Lächeln. Aber es kam auch vor, dass er verärgert war, weil mein Zwillingbruder Sasha und ich so wenig über unsere eigene Geschichte wussten. Ich erinnere mich besonders an eine Gelegenheit, als er ausgesprochen empört war darüber – ja, er betrachtete es als eine ausgeklügelte Bosheit unsererseits –, dass wir nicht bis in alle Einzelheiten vertraut waren mit dem traurigen Schicksal unserer entlegenen Verwandten Shoshana Spinoza; sie war, wenngleich erst ein aufblühendes junges Mädchen, als sie starb, eine der bahnbrechenden Erfinderinnen in der Geschichte der Physik.

Manchmal habe ich den Verdacht, dass mein Großonkel, der seine Zwillingstöchter im Krieg verloren hatte, den unbewussten Wunsch hegte, Sasha und ich würden mit der Geschichte abrechnen. Vor allem glaube ich, dass er der Meinung war, unser familiäres Milieu könnte uns zu schwachen, ängstlichen, unentschlossenen und bedrückten Menschen machen, sodass er seinen Einfluss auf unsere Gemüter dahin gehend nutzen wollte, uns in eine ganz andere Richtung zu lenken, uns Lebensmut, Tatkraft und Eroberungslust einzuflößen.

Fernando war jederzeit bereit, unserem Unwissen abzuhelfen und irgendeinen Verwandten vor dem Vergessen zu retten, indem er aus uns unbekanntem Dokumenten zitierte oder uns Geheimnisse anvertraute, die in den dunkelsten Winkeln der Vergangenheit verborgen waren und die ein wohlwollender Geist ihm aus einer anderen Sphäre zugeflüstert hatte. Die Worte meines Großonkels fielen auf fruchtbaren Boden, weder Sasha noch ich reagierten jemals mit Skepsis auf seine Familienchroniken. Als Erzähler war er unwiderstehlich. Wir saßen da mit offenem Mund, erfüllt von Stolz und Bewunderung über die märchenhafte Welt, die er um sich her zum Leben erweckte.

Ich selbst war so begeistert von den Geschichten meines Großonkels, dass ich sie auswendig lernte. Manchmal, wenn er sich in einem Detail oder einem Datum irrte, konnte ich ihn sogar verbessern.

Nur Großmutter, die zuweilen vor sich hin murmelte, dass sie Fernando seit langem durchschaut habe, konnte die Zuverlässigkeit seiner historischen Quellen in Frage stellen. Wenn sie ihn manchmal, nach Sashas und meinem Dafürhalten überaus taktlos, nach diversen Sachverhalten ausfragte, wurde er häufig verlegen. Er saß dann nur schweigend mit gesenktem Blick und einem etwas schuldbewussten Lächeln da.

Doch sobald Großmutter das Zimmer verließ, nahm sein Gesicht wieder glückliche und entspannte Züge an und zeigte keine Spur von Bedrücktheit. Er bat uns dann, etwas näher zu rücken, und sagte vertraulich: »Die Wirklichkeit übertrifft die Phantasie. Wenn man weiß, was geschehen ist, braucht man keine Geschichten zu erfinden. Außerdem ist es leichter, einen Lügner einzuholen als einen lahmen Hund.«